

Mit herzlichem Gruß von Ihrer
Evang.-Luth. Kirchengemeinde
Tegernsee, Rottach-Egern und Kreuth!

Quasimodogeniti 19.04.20 , Pfr. Dr. M. Weber

Es ist die Zeit nach Ostern und unsere Krise ist noch nicht vorüber. Wir sind alle gefragt, etwas zu tun und so handelt der heutige Predigttext auch von einem der zentralsten und sichtbarsten Themen unseres Glaubens: Der Nächstenliebe. Was bedeutet es, wenn Jesus sagt, dass das höchste Gebot ist: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“?

Liebe Gemeinde,

wir kennen Sie alle, die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Und ihre Aussage ist klar:

Wer mein Nächster ist, das bemisst sich nicht daran, ob wir Freunde sind, Nachbarn oder Verwandte – und auch nicht daran, ob wir derselben Religion oder demselben Volk angehören. Mein Nächster ist, wer mir begegnet und wer mich braucht.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ – so lautet nach Jesus das höchste Gebot und die Geschichte vom barmherzigen Samariter ist die praktische Umsetzung dieses Gebots: Mein Nächster ist, wer mir begegnet, mein Nächster ist, wer mich braucht.

Obwohl diese Geschichte fast 2000 Jahre alt ist, kommt sie unserem modernen Verständnis von Mitmenschlichkeit und von sozialem Verhalten sehr Nahe: Dem Obdachlosen, dem ich einen Euro gebe, frage ich nicht zuerst nach seiner Konfession. Wenn ich Kranke besuche rede ich selbstverständlich nicht nur die Evangelischen an. Wenn es um soziales Verhalten geht, dann haben wir hier ein sehr weites Herz und sehen Mitmenschlichkeit als eine Selbstverständlichkeit an.

Es gibt es kein anderes Land, das ein vom Staat so hoch finanziertes Sozialsystem hat und es gibt kein anderes Land mit einer so hohen Spendenbereitschaft.

Wir stimmen dem zu, dass wir unserem Nächsten helfen sollen und wir handeln auch so. Eine Provokation ist die Erzählung vom barmherzigen Samariter für uns also sicherlich nicht.

Und doch ... Wo sind denn da die Grenzen? Wie realistisch ist diese Geschichte eigentlich? Was heißt es denn, sich bedingungslos für seinen Nächsten einzusetzen?

So sehr ich die Idee einer grenzenlosen Solidarität auch unterstütze: Wo fange ich denn an etwas zu tun? Vor meiner Haustüre, hier in der Gemeinde, in meinem Bezirk, in der Stadt? Wo ist die Grenze?

Ich bin zu klein, um das alles allein zu bewältigen und zu tragen, auch und gerade in der aktuellen Situation.

Ich merke, dass ich der Aussage dieser Geschichte zwar zustimme, aber oft nicht so lebe. Ich merke, dass ich immer wieder auch wegsehe, abschalte oder erst gar nicht einschalte. Ich will gar nicht immer mit den negativen Dingen konfrontiert werden. Ich will nicht immer dem Leid begegnen und mich verantwortlich fühlen, ich will und ich kann nicht immer der barmherzige Samariter sein.

Vielleicht geht es Ihnen ja ähnlich.

Ich glaube, dass es natürlich und gesund ist, wenn wir hier nicht mehr alles an uns heranlassen, filtern und damit auch direkte und persönliche Begegnungen vermeiden. Ich glaube, dass wir das alle tun und das ist auch in Ordnung. Die Gefahr dabei ist aber, dass wir dann schließlich auch bei dem Nächstliegenden einfach vorbeigehen – wie der Priester und der Levit.

Ausgerechnet einen Priester und einen Leviten nimmt Jesus hier als Negativfolie. Zwei religiöse Profis, die da einfach vorbeigehen. Die Leviten waren Tempeldiener und Kantoren. Übertragen auf heute würde diese Geschichte sagen, dass ich und unser Kantor Herr Wolff einfach weitergehen, einfach vorbeigehen. Warum macht Jesus in seiner Geschichte gerade die beiden Personenkreise zu den Negativ-Protagonisten, die sich ja schon qua Beruf für ihren Nächsten einsetzen?

Das ausgerechnet die religiösen Profis dem Verletzten nicht helfen, der Samariter aber, der religiös und sozial im Abseits steht, schon, hat einen besonderen Grund: Ich glaube, dass Jesus den Priester und den Leviten deshalb als Beispiel nimmt, weil er weiß, dass gerade die Religion in der Gefahr steht, die Nächstenliebe nicht zu fördern, sondern im Extremfall sogar zu verhindern. Seien wir ehrlich: Nehmen wir unseren Glauben denn wirklich als Anspruch und als Ansporn für unser alltägliches Leben? Ist unser Glaube denn für uns jeden Tag aufs Neue eine Herausforderung, der wir uns stellen? Reiben wir uns täglich an dem, was uns die Bibel sagt? Oder richten wir uns in unserem Glauben nicht allzu oft auch bequem ein und beruhigen uns mit ihm: Für das Gute in der Welt sorgt die Kirchenleitung und die Diakonie, was uns nicht gefällt, gerade auch an biblischen Aussagen, versuchen wir abzuspalten oder als nicht zeitgemäß wegzudiskutieren. Ich glaube, dass Jesus gerade die religiösen Vorbilder als Beispiel nimmt um zu zeigen, wie schwer es ist, ein barmherziger Samariter zu sein:

Den Samariter „jammerte“ der Mensch, der unter die Räuber gefallen war. Der Samariter ist ihm begegnet, hat ihn gesehen, ihn erlebt und diese Begegnung hat ihn bewegt, sie hat etwas mit ihm gemacht: Er kommt vorbei, er sieht, er fühlt, er muss sich mit der Situation auseinander setzen: es

„jammert“ ihn und er hilft. Die Gefahr, die Jesus im Glauben sieht ist die, dass ich mich nicht mehr berühren lasse, dass ich anderen Menschen nicht mehr begegne und mich von ihnen anregen und bewegen lasse, weil der Anspruch zu hoch ist, weil es mir selbst zu viel wird.

Damals wie heute: Soll ich jedem Bettler etwas kochen, bei jeder Katastrophe etwas spenden, mich bei jedem Krieg einmischen? Wer kann das? Täglich fallen Menschen unter die Räuber und auch als Christ gehe ich vorüber. Ich versuche einen Kreis zu ziehen, einen bewältigbare Grenze: Was muss ich tun, damit es in Ordnung ist und wo sind meine Grenzen? Wo hört es auf, damit ich nicht überfordert werde? Wer ist mein Nächster?

Eine sehr menschliche Frage, eine überlebenswichtige Frage. Eine Frage bei der wir wissen, dass wir dieser komplexen und unübersichtlichen Welt nicht gerecht werden können, dass es uns schwer fällt, dieser Welt wirklich und immer wieder neu zu begegnen. Die Not der Welt schaut uns aus vielen Gesichtern an und bleibt doch unvorstellbar groß und abstrakt. Wir wollen ja dieser Welt und unserem Glauben gerecht werden. Und deshalb entwickeln wir eben unsere Vorstellungen und unsere Grenzen. Denn man muss sich schützen vor Begegnung die zu viel wird, die überrascht, verunsichert und bedroht.

Jesus erzählt diese Geschichte als Antwort auf die Frage, wie man das ewige Leben erreicht. Das ewige Leben aber ist kein Verdienst. Wir können uns den Himmel nicht erarbeiten. Er ist ein Geschenk.

Wenn Jesus diese Geschichte erzählt, dann tut er das nicht mit dem moralischen Zeigefinger, was wir als Christen alles tun sollten und was sich gehört. Im Gegenteil: Es ist eine Geschichte, die Mut machen soll: Zum Leben, zum Glauben, zur Offenheit und zur Menschlichkeit. Wer das Leben finden will, gleichgültig ob das irdische oder das ewige Leben, der muss nach Liebe suchen, der muss Liebe geben und Liebe nehmen.

Ich glaube, dass ein entscheidendes Stichwort zum Verständnis dieses Textes die „Begegnung“ ist: Nur wenn ich meinem Nächsten wirklich begegne, nur wenn ich mich von ihm anrühren und bewegen lasse, nur dann wird er zu meinem Nächsten. Egal, ob es der kranke oder alte Mensch ist, der meine Hilfe braucht, oder das Kind, das sich nach Geborgenheit und Zuwendung sehnt. Nur durch echte Begegnung wird unser Handeln zur Nächstenliebe. Und nur dadurch gewinnen wir an Leben. Denn wir unseren Mitmenschen so begegnen, dann bluten wir selbst auch nicht aus: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ – so sagt es Jesus. Wer nicht auf sich selbst aufpasst und wer sich selbst nicht mag, der kann auch nicht für andere da sein.

Wo wir uns wirklich einsetzen und etwas für unseren Nächsten tun, da sollen und da können wir uns Grenzen setzen. Wir können nicht für die Not der ganzen Welt da sein und wir müssen es auch nicht. Aber Jesus fordert uns auf, dass wir uns nicht hinter unserem Glauben verstecken, dass wir es uns nicht zu bequem machen, uns nicht mehr anrühren lassen: Wir sollen uns überlegen, wo wir uns einsetzen wollen und wofür unsere Kräfte reichen.

Unsere Grenzen sind legitim. Wir können einen anderen Menschen nicht mehr lieben als uns selbst. Aber die Begegnung zu vermeiden und nicht mehr hinzusehen – das ist nicht erlaubt.

Wir brauchen uns nicht von vornherein Grenzen setzen, wer unser Nächster denn nun ist und was wir für ihn tun können. Wir brauchen uns kein System zu konstruieren, das uns rechtfertigt, wenn wir etwas nicht getan haben, was vielleicht von Gott oder von anderen erwartet wurde. Wir sind von Gott geliebte Menschen, wir sind seine Kinder, gehalten in seiner Hand. Wir sollen für unseren Nächsten da sein – das ist der Anspruch – und für uns selbst – das ist der Zuspruch. Das eine geht nicht ohne das andere. Es geht nicht darum, eine bestimmte Erwartung zu erfüllen, sondern offen zu sein für die Begegnung mit meinen Nächsten: Wir sollen uns anrühren und bewegen lassen, wir sollen echte Beziehungen aufbauen – ohne uns schon von vorneherein zu überlegen, dass wir dafür zu klein und zu schwach sind. Und wenn uns das immer wieder einmal gelingt, dann werden wir auch die Antwort Jesu auf die Frage des Schriftgelehrten verstehen, der sprach:

„Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe? 26 Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? 27 Er antwortete und sprach: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst« (5. Mose 6,5; 3. Mose 19,18). 28 Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben. 29 Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? 30 Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halbtot liegen. 31 Es traf sich aber, daß ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. 32 Desgleichen auch ein Levit: als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. 33 Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn; 34 und er ging zu ihm, goß Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. 35 Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. 36 Wer von diesen dreien, meinst

du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war? 37 Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!“ (Lukas 10,25-37)

Amen.

Fürbittgebet und Vater Unser:

Gott unser Vater,

der Priester und der Levit sind vorbeigegangen und auch gehen oft vorbei: Weil wir keine Zeit haben, keine Kraft, weil wir nicht sehen können, weil wir nicht sehen wollen, weil es zuviel wird, weil wir beschäftigt sind. Wir bitten dich:

Mache uns frei von der Sorge um uns selbst.

Öffne uns für das Leben: Für unser eigenes und das der Menschen um uns herum.

Mach, dass unsere Hände offen und frei werden füreinander und für den Augenblick, in dem wir gebraucht werden.

Wir bitten dich für unsere Partner, für unsere Kinder, für die Eltern und die Geschwister, für unsere Freunde und für die Menschen, mit denen wir zusammen leben und arbeiten.

Für alle die Trauer tragen, die sich trennen, die Abschied nehmen von Träumen, Plänen und Lebensentwürfen. Für alle die Leid tragen: Lass sie nicht verzweifeln, sondern eine neue Perspektive finden und einen Weg in dir.

Schenke uns, dass wir füreinander da sein können, mit Offenheit untereinander, Vertrauen ineinander und Dankbarkeit füreinander – im Geben und im Nehmen.

Um all das bitten wir, wenn wir nun gemeinsam zu dir beten:

Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name,

dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute, und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von den Bösen.

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen.